

10] Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Der Großvater war als junger Kerl nachts mit einem Kameraden von der Zimmerwalder Kilbi heimkehrend über den Berg gekommen. Als die zwei, vom Tanzen und Schlegeln müde, in halbem Schlaf hinten über die Nachtweid gingen, auf der man nach damaligem Brauch das Zugvieh nachts frei herumlaufen ließ, wollte es der Zufall, daß der Großvater über einen auf dem Rasen liegenden schwarzen Gaul hinfiel. — Bei dem schwarzen Gaul angelangt, kam die Erzählung regelmäßig in einen schnelleren Fluß. „Der Klepper, nicht faul, springt auf und davon, mein Großvater kann sich mit Not auf ihm festmachen. „Meel bätt! Meel bätt!“ ruft ihm der Kamerad nach. „Ja, kannst dann lang beten, wenn er Dich schon hat!“ gibt ihm der Großvater zurück, denn er glaubt auch nichts anderes, als daß er es mit dem leidenschaftigen Gottseibeiuns zu tun habe. Der Gaul läuft derweil in einem Galopp durchs Dorf und nach dem Gräbenriet hinaus, wo er daheim ist und bleibt vor seiner Stalltüre stehen. Wer kommt auf das Getrappel mit der Laterne aus dem Haus, nur halb angezogen? Nicht des Teufels Großmutter: nein, die meinige! Das heißt, damals war sie es noch nicht, damals war sie des Gräbenrietlers Anna, ein Maitli, wie man braver und anstelliger, dazu um und um wohlgemachter auf zwanzig Stunden weit kein zweites finden konnte. Wie mein Großvater sie ansieht, geht ihm ein Licht auf, er denkt bei sich: Gaul, jetzt hast du weiß Gott dein Gnadenbrot verdient! Während Anneli das Roß anbindet, fragt er sie, ob er nicht, um den Schred aus den Gliedern zu bekommen, einen Schluck Wein trinken dürfe in der Stube? Das Anneli sagt: Zwei für eines, und damit ist der Handel angesponnen gewesen. Den Wein hat er stehen lassen, aber die Großmutter — immer des Gräbenrietlers Anneli — hat er in die Arme genommen und verlüßt. Sie sind an diesem Abend einig geworden, das Anneli hat ihm bekennet, daß es die halbe Nacht am Fenster gesehen und sich Gedanken gemacht habe, weil einer, der jetzt neben ihm sitze, an die Zimmerwalder Kilbi gegangen sei, ohne ihr ein Sterbenswörtlein zu sagen. Item, nach einem halben Jahr haben die zwei Hochzeit gemacht, und der Großvater hat sich, weil das Anneli — jetzt richtig meine Großmutter — einzige Tochter gewesen, auf dem Gräbenriet eingeweibt. So ist's gegangen und nicht anders. Dem Gaul hat man noch fünf Kinder auf den Rücken setzen können, wovon mein Vater das erste gewesen ist. Und darum hat man auch auf dem Gräbenriet immer eine Vorliebe für Rabben gehabt, obschon ein schöner Brauner auch kein Untier ist!

Nach dieser Geschichte kam der Alte oft unversehens ein wenig ins Studieren. Ja ja, man sage halt nicht umsonst die gute alte Zeit! Die Bräuche, alles sei viel anders geworden. Manchmal dünkte es ihn auch, die Sonne habe ein wenig von ihrer alten Kraft verloren. Der Hofer-Elias behauptete sogar, sie scheine ihm nicht mehr ganz so weit in die Stube hinein wie früher, er habe an der Wandbank extra eine Kerbe eingeschnitten. Aber das alles käme vielleicht davon her, weil es mit dem Glauben nicht mehr ganz so gut bestellt sei wie früher.

Während wir dann wieder unter Hüft und Gott weiter aderten, machte der Zeigerhanik manchmal noch für sich allein ein paar Betrachtungen. „Die Welt ist einweg schon sehr alt“, sagte er einmal, „und wenn immer alles schlechter und nie besser geworden wäre, könnte man es schon längst nicht mehr darauf aushalten.“

Mein Tagebuch. Das Zweifrankenstein.

Nun muß ich ein wenig von meinem Tagebuch berichten, das die vier Lehrjahre beim Zeigerhanik gleichsam mit mir gelebt hat, ein heimlicher, verschwiegener Freund, zu dem ich mich je und je zurückziehen konnte, um dann erst recht mit meinem Fürchten und Hoffen und mit meiner verwunderten Einfalt allein zu sein. Diese armeligen Blätter erzählen mir noch heute davon, wie viele Dinge es braucht, um ein junges Leben auszufüllen, wie mancherlei Töne oft in einem einzigen Tag anklingen können.

Der Schulmeister von Hohenegg, meines Meisters Bruder, war ohne sein Wissen schuld daran, daß ich eines schönen Sonntagabends meine erste Lebensurkunde, die mit Hilfe eines Leinwandens zu einem schmalen Notizbüchlein vereinigten Schulhefteiten aus der Versenkung meines Kastenverschlages herausnahm und ihr von Stund an den etwas stolzer klingenden Titel gab: Tagebuch für Gideon Reich. Der Better Kasper, wie der alte Lehrer im Hause des Zeigerhanik für gewöhnlich hieß, hatte mir nämlich auf ein Brieflein von Frieda hin neben ein paar anderen Büchern die Geschichte von Robinson gesandt, und die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Inselmensch über alle seine Erlebnisse Buch geführt, hatte mir in hohem Maße eingeleuchtet und mich zur Nachahmung angespornt.

Im Anfang schrieb ich fast jeden Abend ein paar Worte in mein Büchlein hinein; kurze Notizen über alles was den Tag über Wichtiges geschehen und geschafft worden war. Es dauerte lange, bis mir das Tagebuch etwas anderes, als ein ziemlich einseitiges Arbeitsverzeichnis bedeutete. So ist zum Beispiel für alle Zeiten darin niedergelegt, daß wir an dem und dem Tag auf der unteren Breite die letzten Kartoffeln gestekt, die eine Hälfte Bodensprenger, die andere Hälfte Rotaugen; daß wir am 3. Mai gleichen Jahres mit dem Umgraben der Neben fertig geworden und daß die Heuernte des schlechten Wetters wegen diesmal bis zum Ulrichstage gedauert habe. Nie vergaß ich abends einzutragen, wie es heute beim Ackern gegangen, oder ob meine kleine Sternensense gut oder schlecht gedengelt gewesen sei.

Aber nach und nach fand ich an diesen trockenen Eintragungen doch kein Genügen mehr. Ich hielt es für angezeigt, hier und da eine Glosse zu machen und mich selber über meine Meinung zu fragen, die ich dann bereitwillig, manchmal sogar etwas vorlaut, zum besten gab. Und unversehens kamen mir außer der Arbeit auch andere Dinge wichtig vor. Zum Beispiel, daß Frieda wieder ganze zwei Tage bei Mettauers in den Neben geschafft oder beim Ernten geholfen; daß Frau Esther in der Küche etwas wegen dem Goldi zu Hanik gesagt habe, worüber dieser einen halben Tag lang kleinlaut gewesen sei.

In meinem Tagebuch kann ich es heute lächelnd nachlesen, wie das Merkwürdige gekommen ist damals, wie aus dem kleinen Wohlwollen, das mich gleich vom ersten Tage an heimlich mit Frieda verband, nach und nach eine tiefe, verschwiegene Zuneigung wurde, die ich noch jetzt nicht aus meinem Leben wegwünschen oder wegdenken mag.

Jede Arbeit bekam ein anderes Gesicht, wenn Frieda mit auf dem Felde war. Nach wie vor nahm ich die kleinen Redereien aus ihrem Munde mit einem gewissen Behagen hin. Sogar wenn sie eine Anspielung auf jenes Buchzeichengeschichtlein machte und mir vorhielt, ich sehe halt das Mineli Stürler immer noch ein wenig gern, blieb ich gelassen, es war mir gar nicht möglich, ihr etwas ernsthaft übel zu nehmen. Dennoch empfand ich es als eine Art Erleichterung, als der Nachwächter Stürler wirklich eines Tages mit Kind und Kegel aus der Burdi auszog, um es „im Schaffhausischen zu probieren“, wie er sagte.

Nichts freute mich so sehr, wie die Gewißheit, daß außer mir niemand um mein angenehmes Geheimnis wissen oder es jemals erfahren konnte. Ich verhehlte dieses Geheimnis sogar vor mir selber mit verständigen und gewählten Bemerkungen in meinem Tagebuch, in denen ich mich unter anderem zu der Behauptung verstieg, es sei ganz unmöglich, im Leben mehr als ein Mädchen gern zu haben, für mich komme einzig Margritte Stamm in Betracht. Daneben konnte ich die seltsame Beobachtung machen, daß meine Knabenliebschaft mich bereits mit fremden, beinahe wesenlosen Augen von weitem anblickte, fast wie wenn ich von jenen Festtagen wie von der Malerei nur geträumt hätte. Ich sah Margritte selten, und es schien mir, sie sei noch stolzer und in sich gefehrter geworden. Wenn ich mich heimlich ein wenig darüber freute, daß sie jetzt von Hans Kinperger nichts mehr wissen wollte und den Schulweg nach Trüb in eigenständiger Weise immer allein machte, so dachte ich dabei nur an Hans, dem ich diese Zurückkehrung sehr gern gönnte. Ja, als mir Jakobli Stocker einmal nach der

Kinderlehre unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilte, daß Margritte elend in des Fabrikherrn Wagenmanns Erwin in der dritten Klasse verkracht sei, und daß er mir von den zweien noch viel mehr sagen könnte, da ging mir das innerlich nicht sehr nahe; höchstens daß ich nun meine erste Untreue oder Unbeständigkeit annähernd ebenso entschuldigbar fand, wie die wunderliche Hinnneigung zu dem viel älteren Mädchen. Diese neue, freilich sehr einseitige Diebschaft bereitete mir im stillen ein viel ungetrübteres Vergnügen als die erste; ich konnte jederzeit fast nur mit innigem Frohsinn daran denken. Denn alle meine Wünsche und Gedanken waren knabenhaft, gleich neben dem Gernsehen war das Verziähten daheim. Meine Sorgen drängten sich einzig um Friedas Wohlergehen. Den reichsten und stolzeften Burschen im Dorfe mußte sie haben, billiger tat ich es nicht. Etwa den Winterhalber-Heinrich. Wenn dieser im Vorbeigehen ein Scherzwort zu ihr sagte, oder wenn er gar eines Sonntagnachmittags an unserem Lattenhaag stehenblieb, Friedas Blumengärtchen rühmte und sich von ihr eine Monatrose oder eine weiße Nelke ins Knopfloch stecken ließ, dann klopfte mein Herz in selbstloser Genugtuung. Ich ermangete nicht, das große Ereignis in mein Tagebuch einzutragen, gewöhnlich mit der Randbemerkung, daß ich ihr so einen ruhigen und ernsthaften Hochzeiter doch zehnmal eher gönnen würde, als zum Beispiel den Torbrunner-Moldi, der zu allen Mädchen Späße sage und von dem man nie wisse, wie ers meine.

Mich selber ließ ich bei solchen Betrachtungen ohne weiteres aus dem Spiel. Wenn auch auf einem meiner Tagebuchblätter die scheinbar nicht ganz harmlose Notiz zu lesen ist, auf der Winterhalde seien, soviel man höre, die fremden Leute in Dohn und Essen gut gehalten und in einem gewissen Falle möchte ich später so wie so einmal dort als Meisterknecht oder so etwas eintreten, so kann ich hier des bestimmtesten versichern, daß bei der Ausarbeitung solcher Zukunftspläne meine Träume keineswegs herrenlos schweiften, daß mir vielmehr alles weltferne lag, was nicht reblich und einfältig ist.

Eine fast ebenso bedeutende Rolle, wie Frieda, spielte in meinen Aufzeichnungen eine Zeitlang die Wase vom Wäldihofe; ja sogar mein Götti brachte es fertig, daß ich ein- oder zweimal mit einem gewissen Wohlwollen seiner gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Sein schönster Tag.

Von Hermann Stenz.

In die Wirtsstube des Kerschbaumer Jall trat ein Mann mit einem Rucksack ein. Oder richtiger gesagt: ein Rucksack mit einem Mann. Denn das eisgraue Manderl, das da hinter sich die Tür wieder sein säuberlich zuckelnd und ein sehr beschidenes „Grüß Gott!“ sagte, das stand in gar keinem Größenverhältnis zu seinem mächtigen Rucksack. War der schon dick vollgepackt, so ragten auch noch die langen Stiele zweier blühblanken, hinten aufgeschnallten Holzärzte weit über den Kopf ihres Trägers hinweg. Die unverhältnismäßig breiten Schultern, auf denen die Last saß, sie daßten wohl zur Ladung, aber die Größe des Alten stimmte nicht zu ihr. Das lohbraune Gesicht und der über den Mund hängende weißfransige Schnurrbart nebst der kurzen Figur schienen eher einem Waldschreit zu gehören, der einmal zum Schabernack in die lustige Tracht eines Gebirgskohlenbrenners getrocknet war. Schaute man dem Schrattl aber genauer ins verweirerte Gesicht, dann blickte man in ein paar so treuherzige Kinderaugen, daß man das Drum und Dran vergaß und ebenfalls „Grüß Gott!“ sagte.

Mit einem Rud warf der Alte seinen Rucksack neben die Holzbank am Ofentisch und tat einen tiefen, erlösenden Seufzer. Dann schob er sich schwer hinter den Tisch auf die Bank, seufzte noch einmal lästlich und beugte den hinter dem Tisch stehenden, großen, blondbärtigen Burschen von der Seite. Sodann zog er eine Schweinsblase mit gepacktem Oesterreicher Kommissstab aus der Tasche, stopfte umständlich den großen, buntbemalten Kopf seiner Porzellanpfeife und begann zu qualmen. Alles in der langsamen Art eines Menschen, der Zeit übrig hat.

Es war ganz ruhig in der Wirtsstube. Nur die Wanduhr, auf deren hölzerner Vorderseite und um das Zifferblatt knallrote Rosen gemalt waren, tickte laut, beinahe hart in das Schweigen hinein. Durch die Fensterscheiben trotz träge ein Sonnenstrahl über die mit Sand weißgezeichneten Tischplatten hinweg, langsam, aber stetig, immer weiter, bis ihn die mit grüner Kalkfarbe bestrichene Wand aufhielt. Dort lief er feillich bis an einen gelben Oeldruck und blieb darauf sitzen, daß die Farben nochmals so lustig blinkten. Das Bild stellte einen leuchtenden Mann dar, der ein schwarzes Kreuz schleppte; auf dem saß ein zeterndes Weib und schlug auf

den Mann mit dem Pantoffel ein. Die Wolken aus der Tabakpfeife gerieten in den Bereich des Sonnenblinks und wandten sich darin in tausend lebendigen Wölkchen und Ringen und Fäden.

„Du, Thomerl, Dein Weiler raucht a net ärger wie Du!“ brummte plötzlich schmunzelnd der Bursche am Ofen in die Stille hinein.

Der Kohlenthomerl drehte sich schön pomadig um, nahm die Pfeife aus dem Mund und ließ ihn vor Verwunderung offenstehen, während seine blauen Kinderaugen groß und rund wurden.

„Ja, mei' da schaug her, dös war ja der Bertl! Ja, Bertl, grüß Di Gott! Bist a wieder amal da, und a Nordstrumm Ladel bist worden!“ Dann schüttelte er dem Langen die Hand: „Wo san mir denn nachher iagt, Bua?“

„Im Schongau drunten, Forstg'hilf.“

„Da müast ma halt iagt Herr Jaga und Sie zu Dir sagen?“ meinte zweifelnd der Graubaarige.

„Sei fein so guat, Thomerl,“ lachte der Bertl, daß die Zähne unter dem Schnurrbart blühten, „i hab acht Tag Urlaub, der Jaga is im Schongau blieben und grad der Bertl is auf B'suach umma kemma zum Herrn Göd (Vaten).“

Im gleichen Augenblick betrat der dicke Wirt die Stube.

Da stand der Thomerl auf, nahm den schägigen Filz mit der ausgefranzten Eulenfeder zwischen die Finger und sprach treuherzig: „I bitt schön, Kerschbaumer, kumt ma ebba auf a paar Tag Unterschluß bei Dir haben? Woast, grad zum Schlafen. Wirst scho a Plagerl in der Stallkammer für mi haben.“

„Ja, freilich, Platz gmua für an ganzen Hausen so kloane Manderln is no dal!“ pufete der Bertl heraus.

„Is schon recht, Thomerl, bleib nur,“ sagte der Wirt, und dann zu seinem Keffen gewandt: „Du, Engelbert, tu mir fein den Thomerl net aber, der macht so viel wie einer, der um d' Gälft größer is!“

„Er hat's ja net böß g'meint, der Bertl!“ mischte sich der Alte drein und schüttelte den Kopf.

So war er der Kohlerthomerl, dachte immer nur das Beste von den Menschen und hatte sich darum so ein paar klare Augen benahrt.

Dann erzählte er, daß er gestern den letzten Kohlenmeiler vom Däublerbauer in Ellgas abgebaut und heute in aller Herrgottsfröhe seinen Lohn geholt habe. Und jetzt suche er wieder Arbeit. Quallererst aber einen Unterschluß auf ein paar Tage, bis er anderwos zu brennen anfangen könne. Es ist ein mühselig Ding ums Kohlenbrennen. Schon gleich das Wohnen.

Da stehen allenthalben im Gebirg herum und mitten im dichten Wald drinnen kleine Hütten. Sie sind ganz aus Holz gebaut und dienen den Kohlenbrennern als Wohnstätte. Vorübergehend nur, für die Dauer des Brandes. Ein dünner Baumstamm liegt längelangs über dem anderen und die Spalten sind dicht und fest mit Moos verstopft. Selbst das schräge Dach wird aus rohen, übereinanderreichenden Brettern gezimmert. Und auf diese wieder sind schwere Steine gelegt; denn da droben im Gebirg hausen die Wetter manchmal gar arg. Item: die Hütten sind aber meist so klein, daß ein erwachsener Mann gerade drinnen ausgestreckt liegen kann, und nur so hoch, daß er mit gehobenem Arm an die Decke langt. Das wäre also nicht hoch und brauchte der Köhler keine Sorg' zu haben, daß sich im Stodwerk über ihm einer verdeckt hält und Raub oder Diebstahl plant. Schon deshalb nicht, weil es in solchen Hütten in der Regel nichts zu holen gibt. Da steht in einer Ecke ein kleiner, offener, aus rohen Steinen gemauerter Herd, auf der Seite eine breite, herbgezimmerte Bank. Liegt meist ein Strohsack mit ein paar wollenen Kohen (Decken) darauf, und das heißt man da droben ein Bett. Oben, um die Wand herum, sind Bretter auf Latten angenagelt. Auf denen liegen oder hängen einige blecherne Töpfe, auch einmal ein Eisenfaß dazwischen, das Wehlsackl, das Haserl Butterjmalz und tiefschwarzes Brot, zu dem ein gesunder Magen und noch bessere Zähne gehören. Inter der Bank lagert Werkzeug und über derselben an der Wand hängen Kleider und Rucksack. Oft ist im Rucksack auch ein Krug Enzian oder Wacholderbeerschnaps und manchmal irgendwo anders in der Hütten einige Schlingen zum Wildfangen versteckt.

So eine Wohnung ist im Winter leicht zu heizen; ein bifferl rauchig zwar, so daß einem, der es nicht gewohnt ist, Wasser in die Augen kommt und der Schnaufer ausgeht. Im Sommer ist es schön lüftig hier oben, denn da bleiben die kleinen Läden offen und die Tür auch, damit es hell ist. Im Winter aber ist es da drinnen meist so dunkel wie unter einer Pfaffenlatzpe. Um Wasser ist in den Bergwäldern keine Not. Das sprubelt in glashellen Strähnen lustig rauschend allerorts durch Moos und Gestein. Um die Hütten herum brennen im Winter und im Sommer einmal bei der, dann wieder bei einer anderen Hütte die Kohlenmeiler, hier und da ein Bertl dazwischen.

So einen Weiler richtig durchzubrennen, will wohl verstanden sein. Zuerst wird der Grund ausgegraben, dann das Holz gespalten und geschichtet. Beim Weiler in runder Form, beim Bertl länglich. Obenauf wird dann Erde geschaufelt und das Ganze mit ausgefodertem Nasen zugebedt. Nun zündet der Köhler den Weiler an. Wenn er angeglüht ist, dann brennt er allein weiter, meinen die Stadtfriad. Ja, Schwammerln; nachher geht die Arbeit erst recht an. Da müssen in kurzen Zwischenräumen, je nachdem das Holz fortglüht, Luftlöcher durch die Erdschicht gestochen werden. Und der Köhler muß hart beim Zeug sein, damit ihm nicht, während er schläft, der Weiler in Brand gerät. Wenn es einmal hell lodert,

ist schlecht löschen und gleich ein Heidenchaden dabei. Zudem das Ansehen mitsamt dem Vertrauen fort.

So ein Kohlenbrenner muß so leicht schlafen wie ein Häselein, alle Augenblicke beim Zeug sein. Ist er es nicht, geht ihm auch noch sein Nebenprodukt, der Holzgeist, den er beim Brennen mit herauszieht, zum Teufel. Den verkauft er an die Apotheken und an die Bauern. Ein echtes Hausmittel, hilft der, richtig verdünnt, gegen Rheumatismus so gut wie gegen Rauchwuch und sonstigen Wehham. Auch beim Vieh. Nur nimm's der Bauer für gewöhnlich ein bißel schwächer, wie er's dem Ochsen gegen Kolik gibt.

Seine Verlöstigung kriegt der Kohlenbrenner vom Bauern heraufgeschickt, und zwar meist wöchentlich. Viel Topfsuppen und wenig Schmalz, ein Saßl Mehl zum Schmarren, Brot, Kartoffeln und Sonntags ein Schweinernes. Ist der Brand fertig, dann geht der Köhler mit Saß und Paß anderswo hin. Die Kohlenbrenner sind durchwegs arme Teufel, und den Wenigen gelingt es, einen eigenen Hausstand zu gründen. Sie erhalten neben der Zehrung für jeden Brand noch ein paar färgliche Mark an Lohn und müssen dabon ihr Werkzeug noch selber stellen. Hat einer Glück und bei einer Reihe von Bauern gleich hintereinander zu tun, so kann er ein paar Mark auf die Seite legen, die jedoch sicher wieder draußgehen, wenn er zwischen hinein eine Zeitlang nichts zu brennen findet.

Der Thomerl konnte dabon erzählen. Die 62 Jahre, die er hinter sich hatte, waren ein Klumpen harter Arbeit und farges Leben. Dazu mußte er noch einmal, wo er herkamme. Eines Tages war er einfach da. Ein Findelkind, den irgend jemand in einige Lumpen eingewickelt am Gemeinbehause ausgefetzt hatte. Die Bauern schimpften mächtig, konnten es aber nicht ändern; denn wem er gehörte, das kam nie heraus. Sie taten ihn dann zu einem in die Kost, der schier selber keine hatte. Zum Steinanger Anderl, bei dem schon sechs Bälger da waren. Wollte ihn aber kein anderer für das bißchen Geld haben, und der Anderl hat später sein ehelich Teil Arbeit aus dem Wußen herausgeschunden.

Und eine Schule, das Gott erbarm! Einen früheren Artillerieporporal hatten die Bauern als Lehrer angestellt. Der hatte 50 und mehr Kinder zu unterrichten. Was da herauskam, kann man sich denken. (Schluß folgt.)

Neue Erzählungsliteratur.

Der Künstler hat nicht das Recht, zu leben wie die anderen Menschen", schrieb Gustave Flaubert, der sich selber den letzten der Kirchenväter nannte, und dem die Poesie Gottesdienst, Religion war, um derentwillen er ein Dasein voller Selbstaufopferung und unerbittlicher Härte gegen die eigene Natur auf sich nahm. Auf welcher gefährlichem Boden das Gebäude der Flaubertschen Kunst entstand, hat jüngst ein Freund-Schüler Th. Reich in einer bei Bruns in Witten erschienenen Schrift zu zeigen versucht, die vom „Heiligen Antonius“ aus auf psychoanalytischen Wege in die Persönlichkeit Flauberts einzudringen sucht. Aber dieser Mensch, der vielleicht ein Labyrinth in sich beherbergte, zwang das Leben in sich hinunter um des Werkes willen. Nichts gab es für ihn außer der Leistung. Etwas von diesem höchsten stillosen Willen zur Kunst, der nichts neben sich auskommen läßt, was ihn beirren könnte, lebt auch in Thomas Mann, wenn auch der Wesensgrund, aus dem dieses Wollen keimt, bei ihm ein anderes ist. Mann hat nichts von dem Furchtbaren, Kolossalischen, das man in dem Normannensproß ahnt. Er ist bürgerlicher in seiner Artung. Einen verirren Bürger nennt sich sein Tonio Kröger, und er ist im Grunde ein Schwächling, ein Keisler, der sich in das Kristallgehäuse seines Stils einschließt, um das Leben nicht zu nah an sich herankommen zu lassen. Jung war er nie, und sein jüngstes Werk, das doch ein noch nicht vierzigjähriger schuf, trägt den Charakter eines Alterswerkes in seiner Fäulnis, beherrschten Distanzierung. Wie aber Mann mit seiner Natur rang, wie er ihr Leistungen abzwang, die von bleibender Art sind, das erinnert an den Dichter der Madame Bovary. Es ist das starrer Eitliche in ihm; diese Selbstzucht, die dem Schwachen die Haltung eines Heldischen gibt, was die Erscheinung wert macht, selbst wenn man nicht übersteht, daß seinem Ideal eine gewisse bürgerliche Enge unvermeidbar anhängt.

Sein neuestes Buch, die Novelle „Der Tod in Venedig“ (S. Fischer, Berlin) stellt er auf den Gegensatz Werk und Leben, der ja nicht zum erstenmal in seinen dichterischen Konzeptionen auftaucht. Der Held, der Dichter Gustav Aschenbach, der unerkennbar eigene Porträtzüge Manns trägt, hat im nie nachlassenden Kampfe mit seiner schwächlichen Natur ein Lebenswerk geschaffen, das in monumentaler Größe das Vorbild einer ganzen Jugend wurde. Er hat ein neues Ideal in die Zeit gestellt: den Sebastianus-Typus, den Helden, der noch Haltung bewahrt, wenn die Felle und Speere ihm durch den Leib gehen. Moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens und der auslösenden Erkenntnis ist das Gesetz seines Lebens und seiner Kunst. Er ist der „Dichter aller derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Ueberbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch aufrecht Haltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schwächlich von Wuch und spröde von Mitteln, durch Willensverzügungen und kluge Verwaltung, sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen“. Sein eigenes Werk ist die Wirkung solcher Willenszucht, die jede andere Neigung

und Leidenschaft ausschließt und dem Dichter die Askese als strenge Verpflichtung auferlegt. Durch zuge Verknüpfung von Eindrücken und Erinnerungen erwacht in Aschenbach eines Tages, während er in seiner Arbeit an einem gefährlichen Widerstande angelangt ist, ein seltsamer Ferntrieb, dem er in ungewohnter Nachgiebigkeit Folge leistet. Dieser Aufbruch wie die Ereignisse der Reise haben etwas Merkwürdiges, in den Beziehungen Gelodertes, fast gespenstisch Groteskes, als ob sich Unheimliches vorbereitet. Das Reizeitel ist die Adria; erst Pola, aber als dieser Aufenthalt sich als unerfreulich erweist, Benedig. Hier lernt der Dichter einen hübschen polnischen Knaben kennen und es vollzieht sich in ihm etwas, das ihm die Fäden seines Seins verwirrt und ihn umstrickt, bis er aus dem Labyrinth seines Innern nicht mehr herauskommt. In gewisser Hinsicht steht dieses Ereignis in tiefer Beziehung zu seiner Natur. Das heroische Ideal, das er sich schuf, nannte ein Kritiker die Konzeption einer intellektuellen und jugendlichen Männlichkeit, und er war von jeher ein Anbeter der vollendeten Schönheit der Form. In diesem Knaben, den er an einem Abend im Speisesaal und dann Tag um Tag sieht, ist ihm das platonische Ideal des Schönen Wirklichkeit geworden. Sein ganzes Wesen fühlt sich vom Anblick dieser Gestalt ergriffen, und es geschieht, daß, wie Goethe es zur Erklärung der väterastischen Neigungen Windelmanns einmal ausführt, die ästhetische Bewunderung zur sinnlichen Leidenschaft wird. Der unbekannte Gott, Dionysos, der Leidenschaftliche, nimmt ganz Besitz von Aschenbachs Seele und verdrängt Apollo, den Maßvollen, verdrängt das Werk. Freilich behält Aschenbach soviel Beherrschung, daß er dem Knaben durch keine persönliche Berührung nahe kommt. Aber die Leidenschaft unterwirft ihn; zerbricht die stolzen Säulen seines sittlichen Lebenswerkes, und es ist nur wie ein geheimnisvoller Vollzug eines inneren Schicksalsbefehls, wenn der sinnliche Zusammenbruch auch nach außen hin sich vollendet. Die ostastatische Seuche kommt nach Benedig. Aschenbach trotzt ihr, obgleich er darum weiß; denn er fürchtet, den Anblick des Schönen zu verlieren. An einem Morgen schaut er am Strand wieder dem Spiel Tadzius zu. Ihm ist nicht wohl; er fiebert. Noch sieht er, wie Tadzius ins Wasser geht; wie er, auf einer Landzunge Halt machend, gegen Meer und Himmel sich abhebt. „Und noch desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode.“

Künstlerisch ist diese Novelle eine ungläubliche Leistung. Es ist etwas unbegreiflich Gelodertes, unfasbar Schicksalhaftes in den ganzen Vorgängen. Dabei ist das Ganze in eine edle, kühl distanzierte Form geformt, die wirklich an einer der vollendetsten Statuen der Antike abgelesen zu sein scheint. Vielleicht ist sogar diese stilistische Präzisionsarbeit ein wenig zu weit getrieben. Von wunderbarer Schönheit ist die Gestalt des Knaben, an dessen Schultern Aschenbach seine letzten Träume hängt, an denen Charmides und die Jünglinge der platonischen Dialoge wieder erwachen. Und wie Mann das Künstlerproblem ansatz, ist bewunderungswürdig. Letzte Kompliziertheiten, Schamhaft oder klug verschleierte Kompliziertheiten der Künstlerseele müssen ans Licht. Man sieht die Kämpfe zwischen menschlicher und schöpferischer Leidenschaft. Die Doppelseitigkeit im Wesen des Künstlers, das Empfangende und Zeugende, die mannweibliche Grundnatur wird nicht umgangen; und man begreift, wie gut es ist, daß die Welt die Entstehungsurache manchen Werkes nicht kennt.

Steht das Kunstwerk an sich schon auf gefährlich schwankendem Boden, so ist das bei dem Juden Jakob Wassermann doppelt der Fall. „Der Fels ist morich, auf dem ich stehe“, besenmt die herrliche Visionarin Else Lasler-Schüler, die eine Stammesgenossin dieses Dichters ist. Wurzellosigkeit: das ist das Stigma Wassermanns; aber seine Sehnsucht ist: Wurzel zu fassen; den Anknüpfung zu finden an eine umfassende Weltidee; aus der individualistischen Romantik zum großen tätigen Leben zu finden, und nie war dieser Wille stärker als in seinem neuen Roman „Der Mann von vierzig Jahren“ (S. Fischer, Berlin). Vollkommen geglättet ist dieses Werk nicht bei all' seiner Schönheit und künstlerischen Durchdrachtheit. Es bleibt ein Nest von Absicht, der nicht rein in Kunst aufgegangen ist. Ueberhaupt ist Wassermann nur einmal ein volles, menschlich großes Kunstwerk gelungen: in seinen herrlichen Roman „Kaspar Hauser oder die Trägheit der Herzen“. Aber man wird sein Wollen achten müssen, auch wo man ein gewisses Versagen feststellen muß, und schließlich ist auch sein neuer Roman das Zeugnis eines Kunsternögens, das nicht alltäglich ist und zum Höchsten: zur großen Durchdringung des Lebens hinsteuert. Und in der Führung der Geschichte, in der Auflösung des isolierten Ichwillens in die bedeutenden, überpersönlichen Weltverhältnisse wird man deutliche zeitphilosophische Beziehungen herausfühlen. Es ist in der Zeit vor dem siebziger Krieg. Deutschland ist weder innerlich noch äußerlich ein Ganzes. Der Partikularismus der Kleinstaaten widerstrebt der Reichsidee, und das Gefühl, Deutscher oder überhaupt das Glied einer großen Gemeinschaft zu sein, ist den Deutschen noch fremd. Auf seinem süddeutschen Gute lebt der Herr von Erfft und Dudsloch. Er ist ein Mann von bedeutender aktiver Fähigkeiten, die sich in der Bewirtschaftung seines Gutes kaum auswirken können; aber außer sich kein Ziel finden. Seine Ehe ist glücklich. Aber in dem vierzigjährigen gehen merkwürdige Veränderungen vor sich. Es ist wie eine Angst einzurosten; nicht genug Leben bekommen zu können. Er verläßt Frau und Kind und geht auf Abenteuer aus. Weiber findet er genug. In England aber fesselt ihn ein Erlebnis, das ihm entscheidend zu sein dünkt. Er kehrt nach Hause zurück, um

seine erste Ehe zu lösen. Aber hier findet er alles in Verwirrung: sein Kind krank; das Gut verwaist. Und in ihm selbst der Kampf zwischen Pflicht und Begierde. Sein Weib will ihm nicht helfen und kann ihm nicht helfen. Da kommt wie eine Erlösung der Krieg. Erst stellt sich dem Heer zur Verfügung. Er will sich selber entziehen. Aber in den Kämpfen für eine Idee findet er sich selber; er gesundet und mit den siegreichen Fahnen kehrt er, ein Sieger über sich selbst, zurück.

Ein Buch, von dem zu reden schon Genuß ist, hat Bernd Hsemann geschrieben: „Lothringer Novellen“ (S. Fischer, Berlin). Es ist von solch farbenfroher Fülle und solch wunderbarer Reichtum und künstlerischer Heiterkeit, daß nur einer es schaffen konnte, der so reich ist, daß er wie ein glücklicher Erbe schenken darf, ohne sich zu besinnen, und der auch zu schenken versteht, so daß seine Gabe Freude macht. Ein Spätgeborener erzählt von den Abenteuern der Tafel und des Balles, die seine Ahnen, die ungelächerten Könige der Scholle, die stolzen, selbstbewußten Lothringer Bauern, mit der genutzten Sinnlichkeit und strogenden Unverwundlichkeit Rabelaischer Helden, die uns heute wie eine Jote anmutet, bestanden. Und er erzählt, wie psychische Verfeinerung im Laufe der Generationen eindringt und die scheinbar wie die Berge fest gegründeten Fundamente der Bauernkraft lockert. Jean Philipp hilft sich nicht wie sein Ahn mit einem Spottreim über eine Liebesaffäre weg. Er erleidet Liebe, und sein Herzroman ist von einer zarten differenzierten Schönheit. Immerhin ist in ihm noch ein gutes Stück des zähen Christoffischen Bauernwillens. Aber dieser Letzte: Albert, der an den Weibern sich den Tod holt und aus seinem allzu verästelten Leben nur ein Raufenfeuer des Biges zu machen weiß! Jean Pierre, der Ahnherr, der aus einem Gefühl der unversiegligen Kraft heraus lächelte, wenn er sah, wie des Sonnenkönigs Blut in einem einsamen Schloßfräulein verrieselte, während sich daneben seine Saat breit und groß wie ein Eichenwald ins Land dehnte, würde das alles nicht begreifen. Und er war doch einmal eine lebendige Tatsache. Man weiß, es gibt gewisse Gesetze: Verfall einer Familie. Aber jedes hat sein Leben und fordert sein Recht. Und das ist das Prachtvolle, was Hsemann seinen vier Novellen zu geben vermag: diese unmittlere lebendige Gegenwärtigkeit in allem. Man denkt nicht daran, Gesetze festzustellen. Man lebt einfach ein Stück Leben in seiner schönen Fülle und seiner tiefen Unbegreiflichkeit. Und alles ist mit einer Heiterkeit des Geistes und einer frohen sinnlichen Kraft des Schauens gegeben, die leicht und glücklich macht.

Reich an gut herausmodellierten Gestalten, das Zeugnis einer prachtvollen Begabung, ist der Roman: „Das Freitagskind“ von Otto Flake. (S. Fischer, Berlin.) Es ist die Entwicklungsgeschichte eines Knaben, des Sohnes eines kleinen Beamten aus dem Reichslande. Er verliert den Vater, der sich in üble Geschichten eingelassen und deshalb Selbstmord begeht, schon früh. Die Mutter sucht ihre Existenz mit aller Kraft aufrecht zu erhalten. Wie der Knabe heranwächst; wie er die Welt sehend erobern lernt; wie er sich zu den Dingen in Beziehung setzt; die Not der Uebergangsjahre wie die Kämpfe des erwachenden Menschen mit der Schule nebst allem Drum und Dran der Verhältnisse: das alles ist mit großer Plastik geschildert. Am Schluß stehen die Frauen als Erzieherinnen zur Lebensreise. Was mir an dem Buche, das den Eindruck des Biographischen macht, fehlt, ist der Mangel einer tieferen Lebensidee. Es ist ein schönes Stück Leben; aber der Sinn dieses Lebens wird nicht klar sichtbar. Man möchte das Wert als einen Luftakt ansehen, als einen ersten Teil eines größeren Ganzen, das erst durch die Weiterführung einen sinnvollen Ueberblick eröffnet.

Da ist ein autobiographisches Buch von Oskar Wöhrle, „Der Baldamus und seine Streiche“, Verlag der Kesse, Stuttgart, das künstlerisch lange nicht an Flakes Können heranreicht; ja in einigen Partien direkt unklüger wirkt, und das doch eine bedeutende Tiefe des Lebensbildes vor Flakes Roman voraus hat. Als Sohn eines Schulführers aus dem südlichen Elsaß geboren, soll Baldamus Lehrer werden. Der Bursche reißt aus, geht auf die Landstraße. In Paris verdient er sich seinen Unterhalt als Geiger in Kneipen. Dann geht er mit einem anderen auf die Walze, bis weit hinein nach Italien. Schließlich läßt er sich für die Fremdenlegation anwerben und steht in manchen Kämpfen seinen Mann. Krank geworden, kommt er nach Europa. Hier desertiert er und landet nach allerhand Fährlichkeiten in der Heimat. Er ist Fabrikarbeiter. Dann Soldat. Hier wird er invalide und wird entlassen. Aber das Leben liegt nun erst vor ihm. Bei all seinen Irrungen steckt in diesem Baldamus eine starke Aufwärtskraft; eine Sehnsucht, die sich eigene Wege sucht und nicht scheitern kann; ein unverwundlicher Lebenskern. Man gewinnt ihn lieb, und wenn er von seinen Wanderfahrten und von seiner Legionärszeit erzählt, läuscht man ihm gern.

P. H.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Das Wesen des Magengeschwürs. Man ist jetzt viel weniger wie früher geneigt, mit der Kenntnis des Siges eines Leidens, der pathologischen Organveränderungen, sich zu begnügen und in dem Orte der Krankheit auch ihre Ursachen finden zu wollen.

Vielmehr ist man dazu übergegangen, viele rein lokal scheinende Krankheiten als den Ausdruck einer allgemeinen funktionellen Störung anzusehen. So wird zurzeit auch die Entstehungsgeschichte des sogenannten runden Magengeschwürs einer Revision unterzogen.

Sehr bald hätte man richtig erkannt, daß es Verdauungsvorgänge sind, die einen Teil der Schleimhaut vernichten und durch Verlust der oberen Zellschichten zu Blutungen führen. Man wundert sich darüber, daß der Magen, der Pepsin und Salzsäure zur Verarbeitung der eiweißhaltigen Nahrung absondert, sich nicht selbst verdaut. Die Erklärung dafür findet man darin: der Magensaft ist zwar sauer, aber die Gewebe der Magenwand sind, weil sie vom alkalischen Blut durchströmt werden, alkalisch. Das Alkali macht die Säure unschädlich, so daß diese der Magenschleimhaut nichts anhaben kann. Nur wenn die Blutzirkulation in dieser stockt, etwa weil die Blutgefäße verstopft sind, beginnt die Salzsäure ihre verdauende Tätigkeit. Genaueres über die Ursachen der Zirkulationsstörung war aber nicht zu sagen. Man glaubt jetzt, diesen auf den Grund gekommen zu sein, indem man das Magengeschwür als eine sogenannte „zweite Krankheit“ auffaßt. Der Jenaer pathologische Anatom Prof. Köhle macht darauf aufmerksam, daß dem Entstehen des Magengeschwürs andere Krankheiten häufig vorangegangen sind. Entzündungen der Bauchhöhle oder im Herzen, am Nachen, oder nach Verletzungen und Operationen bilden das „Quellgebiet“ des Magengeschwürs. Von diesen affizierten Organen fließen nun in den Nervenfasern, die dem sogenannten autonomen System des Vagus angehören, Reize zentralwärts, die sich im Zentralorgan in motorische Impulse reflektorisch umsetzen, um dann wieder zu den Körperorganen zurückzuführen. Hier rufen sie Zusammenziehungen der glatten, nicht der Willkür unterworfenen Muskulatur, die in allen Organen vorhanden ist, hervor. Wirkt nun ein Reiz dauernd, so entsteht als Dauerreflex eine Dauerkontraktion der glatten Muskulatur. Trifft er den Magen, so zieht sich die in der Schleimhaut liegende Muskulatur krampfartig zusammen und knickt damit auch die kleinen Blutgefäße ab, die die Magenschleimhaut ernähren.

Nun sind alle Vorbedingungen gegeben, auf denen sich das Magengeschwür entwickeln kann. Dazu kommt noch, daß ebenfalls als ein vom Vagus ausgehender Reflex die Magendrüsen zur erhöhten Produktion von Salzsäure anregen und so das Uebel verschlimmert. Das Magengeschwür ist also letzten Endes ein Leiden, das auf eine Uebererregbarkeit des Nervusvagus zurückgeht und deswegen zu der großen Gruppe der Vagotonien zugerechnet werden kann. Mit dieser Erkenntnis eröffnet sich aber auch die Möglichkeit einer Beeinflussung der Krankheit durch Einwirkung auf die Nerven. In dem Alkaloid der Tollkirsche, dem Atropin, besitzen wir ein Mittel, das die Funktion des Vagus in großen Dosen lähmt, in kleinen herabsetzt. Auf diese Weise hofft man, die Kontraktion der Magenmuskulatur zur Lösung zu bringen und dadurch zur Ausheilung des Magengeschwürs beizutragen.

Technisches.

Der älteste und der neueste Automat. Der berühmte Mathematiker und Physiker Heron, der um 100 v. Chr. in Alexandria lebte, beschrieb in seinem Werke über die Gase einen Apparat, der in der Vorhalle eines Tempels aufgestellt war und gegen Eintwurf eines Geldstückes Wasser zum Benetzen der Hände lieferte. Der Apparat, der genau beschrieben wurde, war so einrichtet, daß ein eingeworfenes Geldstück auf eine Platte fiel, dadurch einen Hebel herabdrückte und so dem Wasser die Ausflußöffnung frei war. Wenn die Münze von der Platte herabgeglitten war, wurde die Öffnung hierdurch wieder verschlossen. Merkwürdig ist der Umstand, daß dieser Automat vollständig in Vergessenheit geraten konnte, trotzdem er sich mit den einfachsten Mitteln ausführen ließ. Schuld hieran ist wahrscheinlich die Bestimmung, die ihm Heron gab. Das Benetzen der Hände ist eine symbolische religiöse Handlung, die die Gläubigen gern erfüllen, wenn sie nicht mit erheblichen Opfern verbunden ist. Nun gab aber der Automat das Wasser nur frei gegen Eintwurf von 5 Drachmen, das heißt von etwa 4 M. Verächtlicht man das Sinken des Silberwertes, so würde immerhin noch eine derartige Wäsche 1½ bis 2 M. gekostet haben.

Die durch die Fortschritte der Technik erzielte Verbilligung wird klar, wenn man einen modernen Apparat, der auch dem Waschen dient, zum Vergleich heranzieht. Es gibt nämlich Waschautomaten, die man etwa in einer gemeinsamen Waschküche aufstellen kann und dann an einen Münzgasmesser anschließt. Man braucht dann eigentlich nichts zu tun, als einen Groschen einzuwerfen und die schmutzige Wäsche wird automatisch gereinigt. Dieser Waschautomat ist so konstruiert, daß man in ihn die Wäsche mit Seifenwasser hineinbringt und daß sich die Gasflamme entzündet. Durch die Art der Konstruktion ist es bedingt, daß das Wasser und der Dampf zwangsläufig durch die Wäsche gehen, diese in Bewegung erhalten, reinigen und gleichzeitig auch desinfizieren. Da die Hausfrau die Wäsche nachher nur zu spülen hat, so übernimmt der Automat eigentlich fast vollständig die Arbeit der Waschkücherfrau. Und das alles in etwa 20 Minuten und je nach der Menge für einen oder mehrere Groschen. In dem Heronschen Apparat konnte man sich für 2 M. die Hände benetzen, die automatische Waschkücherfrau reinigt für 10 Pf. die schmutzige Wäsche. Es ist also wahrscheinlich, daß die automatische Waschkücherfrau häufiger benutzt werden wird als der Heronsche Automat.